

Bezugspreis durch die Post RM 2,40 ohne Bestellgeld, durch Boten RM 2,- frei Haus monatlich. - Ausgabestellen Hälberstraße 4 (Hauptstelle) und Gortzstraße 38. - Im Falle höherer Gewalt (Streik usw.) besteht kein Anspruch auf Lieferung oder Rückvergütung.

Anzeigenpreis für den 8spaltenigen Mittelraum 10 Pf., im Restenteil (4spalten) 20 Pf. - für Cuffe und Nachlieferung 30 Pf. Restteil. - Familienanzeigen ermäßigt; Rabatt nach Tarif. Postfachkonto: Leipzig Nr. 16654. - Fernsprecher Nr. 100 und 101.

### Neues in Kürze.

In Krefeld haben alle Parteien, von den Deutschnationalen bis zu den Sozialdemokraten, gemeinsam Protestlegationen gegen das Landauer Urteil an den Reichsaussenminister und den Reichsminister für die besetzten Gebiete gerichtet.

Aus Mainz wird gemeldet: Versammlungen, die sich am Sonntag im besetzten Gebiet mit dem Urteil von Gemersheim befassen wollten, wurden von der Besatzungsbehörde verboten. In Mainz waren zwei Versammlungen einberufen.

Aus Berlin wird gemeldet: Reichsaussenminister Dr. Stresemann hat angefangen die politischen Lage auf eine längere Erholungsreise vorzubereiten.

Aus Ansbach des Reichsjustizministeriums sind vom sächsischen Justizministerium 178 Begnadigungen ausgesprochen worden, wodurch teils Gefangene in Freiheit gesetzt, teils Strafen gemildert oder erlassen oder Bewährungsstrafen bewilligt worden sind.

Der Ausbruch der unglücklichen Wirtschaftslage in der passiven Handelsbilanz für November fest sich auch im Dezember fort. Wie aus Hamburg gemeldet wird, ist für die erste Hälfte des Dezember wieder ein Einfuhrüberschuß über die Ausfuhr allein von Hamburg von rund 45 Millionen Mark festzustellen.

Das große ermittelte Schiffsgericht in Reußen (Dorchester) verurteilte den früheren Reichsminister Dr. jur. Joseph Wirth zum Tode (Hochsverdacht) wegen Verrats militärischer Geheimnisse an Polen vor drei Jahren einen Monat Gefängnis.

In Wittenberg bei Masowien (Dorchester) wurde abends ein Bombenattentat gegen die Wohnung eines Deutschen verübt. Die Bombe richtete großen Schaden an. Personen befanden sich im Augenblick der Explosion nicht in der Wohnung.

Der Stifter „Republ“ meldet: Auch der Parteivorstand der Reichssozialisten hat beschlossen, sich dem Antrag der französischen Sozialisten anzuschließen, durch den der Ersatzanspruch der zweiten Internationale aufgefordert wird, in eine eingehende Prüfung der schweren Anschuldigungen Schwedemann hinsichtlich der sogenannten deutsch-französischen Kriegsverhandlungen einzugehen.

Brüand sagte nach der gestrigen Kabinettsitzung beim Präsidenten der französischen Republik: Ich glaube auch jetzt nicht an ewigen Frieden, aber an ein besseres Verhältnis mit Deutschland. Das ist alles, was ich antrede. Was in fünfzig Jahre Zeit wird, weiß ich nicht.

Aus Paris wird dem „Kaiser Anzeiger“ gemeldet: Der gestrige große Kabinettsrat beim Präsidenten der Republik hat den Antrag an die Vorkomiteefunktionäre beschlossen, die Rückforderung der Militärentschädigungskommission aus Deutschland zum 1. Februar auszusprechen.

Im Wiener Gemeinderat dauert die Diskussion der Christlich-Sozialen (österreichisches Zentrum) gegen die Verabschiedung des Gemeindefaustaltes an. Gemeinderat Haider billigt eine Dauerrede von 10½ Stunden und stellte damit einen Rekord auf.

Die Kopenhagener „Nationaltidende“ meldet aus Rom (Genua): Die polnischen Maßnahmen im Raume von Wina haben zur Einziehung des beurlaubten Jahrganges der litauischen Truppen geführt. In Rom fordern die litauischen Nationalisten in Versammlungen und Demonstrationen eine Erklärung der neuen Regierung an die Wälfte, die das von Polen besetzte Gebiet von Wina als unverletzlichen Bestandteil Litauens rekonstruieren soll.

Die Kopenhagener „Politiken“ meldet aus Rom: Die Gefahr im Osten ist keineswegs vorüber. Alle Randstaaten rasen ihre Reflexen ein.

Die türkische Nationalversammlung hat einen Kredit von 400 Millionen Mark (200 Millionen türkischen Lira) für Eisenbahnen und Hafenanlagen in Anatolien bewilligt. Ein beträchtlicher Teil der Summe wird für Bauaufträge nach Belgien und Schweden gehen.

## Der Wiederhall des Schandurteils.

### Die Berliner Auffassung.

Aus Berlin wird gemeldet: In hiesigen diplomatischen Kreisen hat das Urteil des Landauer Kriegsgerichts das allergrößte Aufsehen erregt. In dem Freispruch des wegen Ermordung eines deutschen Staatsangehörigen angeklagten französischen Unterleutnants Kouzier und in der gleichmäßig erfolgten Verurteilung der wegen mangelhafter Verpflegung zu harten Freiheitsstrafen verurteilten Deutschen sieht man einen Verstoß der französischen Militärbehörden, die Verhandlungsgespräche zwischen Deutschland und Frankreich zu durchkreuzen.

Das Landauer Kriegsgerichtsurteil steht im freien Widerspruch zu der in Locarno und Thoiry eingeleiteten Verteidigungspolitik, die seinerzeit ausdrücklich auch durch die Note der Vorkomiteefunktionäre vom 14. November 1925 festgelegt wurde, und in der Deutschland zugeklagt worden ist, daß im Zukunft in den Rheinländern eine sehr liberale Politik zur Anwendung gelangen und eine Revision der Rheinlandabstandungen im Geiste des Vertrauens und der Entspannung erfolgen werde.

Sollte das mit dem deutschen Rechtsempfinden unvereinbare Landauer Kriegsgerichtsurteil rechtskräftig werden, würde für das deutsche Volk eine neue Situation entstehen, deren möglichen Auswirkungen sich keine deutsche Regierung entgegen könnte. Man weiß in Berliner diplomatischen Kreisen darauf hin, daß es keine deutsche Regierung auf die Dauer möglich sein würde, der deutschen Öffentlichkeit gegenüber die Zustimmung zum Urteil der gegenwärtigen Angelegenheiten von den Besatzungsbehörden betriebene Sonderpolitik nicht einer gründlichen Revision unterzogen würde.

In Anbetracht der rheinländischen Verhältnisse wird aus dem Kreis derer, die die Dinge, so wie sie jetzt liegen, nicht weitergehen können, und daß die Verpflegungen der Militärs auf Abänderung der Verhältnisse im besetzten Gebiet von den Ausführungsorganen nicht eingehalten werden Man erwartet daher auf das Bestimmteste, daß sich die Berliner Regierung endlich zu einer energischen Haltung aufzurufen wird und vor einer Fortsetzung der Besprechungen über die Lebensmittelsituation schon im Vorfeld der in Locarno gegebenen Zusagen auf Rückwirkungen eine Abänderung der unmittelbaren Zustände in der Besatzungszone herbeiführt.

### Ein deutscher Schreit in Paris.

Der deutsche Vorkomitee in Paris, von Speich, ist angewiesen worden, beim Laubdrich wegen des unerhörten Urteils im Kouzier-Prozess vor allem zu werden und zum Ausdruck zu bringen, daß dieses Urteil eine schwere Schädigung der Verhandlungspolitik bedeutet. Gegen die der Rheinlandkommission, Prof. Wagner von Elmern bei der Internationalen Rheinlandkommission in Koblenz vorgelegt worden, um der Empörung des besetzten Gebietes Ausdruck zu geben und sich selbstbewußt an den in Paris weilenden Vorkomitee der Rheinlandkommission, Zürich, gewandt.

### Der französische Vorkomitee bei Dr. Stresemann.

Der Reichsaussenminister empfing am Mittwoch den französischen Vorkomitee in Berlin und machte ihn auf die allgemeine Entrüstung des deutschen Volkes über das Landauer Urteil und auf die sich hieraus ergebenden Gefahren aufmerksam. Der französische Vorkomitee erklärte, er habe sofort Bericht an das Auswärtige Amt in Paris.

### Entschlüssen des Pariser „Oeuvre“.

Nach dem Landauer Urteil gibt die Pariser „Oeuvre“ eine hohe über Entschlüssen und Unterstützung Ausdruck. Bemerkenswert sind die Ausführungen des Landauer Vorkomitee-erklärters des „Oeuvre“, die auf die Vorgeschiede des Urteils sich beziehen. Die Vorgeschiede des Urteils sind im wesentlichen folgende: Die Urteile sind ursprünglich durch die Pariser Vorkomitee-erklärters des „Oeuvre“ in der Sitzung vom 14. November 1925 beschlossen worden. In Landau sind schon seit einigen Tagen die hauptsächlichen Anhaltspunkte bekannt. In letzter Stunde sei dann eine Abänderung in der Richtungsverteilung vorgenommen worden, da man einen zu großen Einfluß befürchtete.

### Stimmungsbild aus Gemersheim.

Die französische Kommandantur hat, um „Ausgleich“ zu erzielen, die Besatzung zu verbünden, angeordnet, daß die Wohnung des freigesprochenen Leutnants Kouzier bis zu dessen Abreise aus Gemersheim durch Genarmierte bewacht wird. Genarmierte durchstreift auch die Stadt und die Gegend.

Bei Besuchen wird, daß nach der Freisprechung Kouziers das gesamte Militäröfium noch im Gerichtsgefängnis auf den Ventennatrat und ihn ostentativ und lächerlich in Gegenwart der verurteilten Deutschen belächeln.

Der Pariser „Matin“ meldet aus Gemersheim: Das Offizierskorps hat einstimmig eine Entschlüssen für Leutnant Kouzier beschlossen. Eine Deputation begab sich zu Kouzier, um ihm für die Gefangenschaft der Ehrenfreisprechung und der französischen Armee zu danken.

Der Pariser „Journal“ meldet: 33 Offiziere der Garnison Verdun, die Kouzier jetzt begleitet ist, gratulieren ihm für Wahrung der Ehre des französischen Offiziersstandes.

### Die französischen Sozialisten fordern Aufhebung des Urteils.

Die französische sozialistische Parteileitung hat auf das Ergehen der deutschen Sozialdemokratischen Partei beschlossen, bei der französischen Regierung zu intervenieren, um die Aufhebung des Landauer Urteils sowie der sozialistischen Parteileitung der deutschen Angelegenheiten vorzulegen zu werden.

Die Schweizer Presse bezeichnet das Landauer Urteil als einen Freispruch schuldigem Mord und betont die Notwendigkeit der völligen Klärung des besetzten Gebietes.

Die englische Presse berichtet eingehend über die einstimmige Entrüstung in Deutschland, nimmt aber zu dem Prozeß keine Stellung. Nur der „Daily Chronicle“ wendet sich gegen das Landauer Urteil und gegen Fortdauer der Besetzung.

### Eine Rundgebung des „Stahlhelm“.

In dem Landauer Urteil hat der „Stahlhelm“ an die deutsche Reichsregierung folgende Rundgebung gerichtet: „Die im Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten, vereinigten deutschen Männer erleben hierdurch entrüsteten Protest gegen das jedem deutschen Rechtsempfinden ins Gesicht schlagende Schandurteil des französischen Kriegsgerichts in Landau. Wir erwarten von der deutschen Reichsregierung, daß sie alle zur Verfügung stehenden Mittel anwendet, um die unglückselig verurteilten deutschen Volksgenossen vor dem Zugriff französischer Schergen zu sichern.“

Die Vereinigten vaterländischen Verbände Deutschlands haben gleichfalls eine Rundgebung erlassen und rufen zu einer Rundgebung in Berlin am 29. Dezember auf. Die Protestrede hält Dr. Stähler.

### Französische Teilmobilisation gegen Italien.

Über 200 000 Mann kriegerisch gerüstet an der Grenze.

Nach einer Meldung der rechtsstehenden Pariser „Oeuvre“ haben die Franzosen an der italienischen Grenze zwischen Triest und Genua bisher über 200 000 Mann zusammengezogen, die kriegerisch mit schwerer Artillerie, Tanks, Bombenflugzeugen usw. ausgerüstet sind. Das Urteil macht für die hierdurch entstehenden hohen Kosten die Entgegenseitigen verantwortlich, die durch ihre habsüchtigen Politiken gegen den Pazifismus und Masslinie diese Vorkehrungen herausgefordert haben.

### Blutige Anruhen in Ostfriesland.

In Ostfriesland, einem Gebiet, in welchem die polnischen Vorkomitee-erklärters, kann es zu blutigen Zusammenstößen zwischen der Polizei und der freiesinnigen Bevölkerung gekommen sein. Die Polizei hat die Gegend zu dem Ende, als die an Ostfriesland von den Freiesinnigen aus Ostfriesland zum Vertriebe wieder aufnahm. Die Polizei wurde von der Arbeitsgemeinschaft zurückgeschlagen und machte darauf von ihren Gewehren Gebrauch. Drei Arbeiter wurden dabei erdolcht, eine Anzahl schwer und etwa 20 leicht verletzt.

## Frankreich und sein Heer

### Ein Interview mit Kriegsmminister Painlevé

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein.“ Coche, Hauptstabschef des französischen Kriegsministers Painlevé, ein tadelloser Antipariter und von untrübter Sozialdemokratie viel geliebt, genadigte dem Kritiker des Pariser „Journal“ ein Interview, das ein interessantes und außerordentlich bezeichnendes Gespenst zu den Erfahrungen Schwedemanns und Hermann Müllers im Reichstag hat. Ferdinand Dauler (der Name beweist die echt deutsche Abkunft, die ihn aber nicht hindert, ein frommer Freund der Militärs zu sein) hat über das Interview unter der Überschrift: „Unsere Armee hat Anspruch auf alle unsere Anmerkungen“ die folgenden Sätze geschrieben:

„Die Armee ist erfüllt von tiefem Mißtrauen. Die Offiziere und Berufssoldaten sind dem Dienst zu verfallen. Die Elite der Jugend wendet sich von den Militärischen weg und bereitet sich in der Armeesoldaten, die in mehr oder weniger technischer Hinsicht Frankreichs Größe und Macht ausmacht.“

„In diesen erschütternden Ausdrücken riefte sich Kriegsmminister Painlevé dieser Tage an den Militärinterpreten Painlevé, um seine Unterstützung für die Vorkomitee zur Erhöhung der Gehälter der Soldaten und Offiziere zu erbitten. Painlevé hat volles Verständnis für die Notwendigkeit, die Gehälter der Offiziere zu erhöhen.“

„Unsere Armee“, so erklärte uns Painlevé, „hat Anspruch auf alle unsere Anmerkungen und auf unsere ganze Liebe. Wir müssen unseren Offizieren und unseren Offizieren die materiellen Mittel geben, um würdig zu leben. Die Erhöhung der Gehälter, die Verbesserung der Gesundheit und Lebenshaltung unserer Truppen ist für uns eine Pflicht. Seit ich an den Ministerpräsidenten Brief geschrieben habe, haben die beiden Kammern auf meinen Antrag die Kredite bewilligt, die uns eine bessere Verpflegung des Soldaten ermöglichen.“

„Die Lage der Offiziere wird von Mr. Painlevé in jeder Weise gefördert. Die Finanzlage des Landes muss ein wenig verbessert werden, die Lage der Offiziere wird von der Regierung unterstützt. Die Offiziere werden von der Regierung unterstützt. Die Offiziere werden von der Regierung unterstützt.“

„Man soll gewiß nicht übersehen, aber ich selbst will nicht übersehen, daß die Abwesenheit von Offizieren und Offizieren haben annehmen oder gar haben müssen, um ihren Kindern Zeit zu lassen geben zu können. Ist das richtig?“

„Unsere Offiziere sind bescheiden. Sie leiden, aber sie haben, aber sie leiden. Das ist es gewisse Kreise, die sagen, sie wollten einen anderen Beruf erlernen, aber wir unsere Armee aus der Sicherheit der Nation.“

### Nach während langer Jahre werden wir eine feste Fronte bilden haben.

„Aber ohne Offiziere keine Armee, und je mehr wir die Dauer der Militärischen verfahren, um so nötiger die Offiziere.“

„Unsere Armee ist nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe und man muss bemerken, daß sie nach den französischen Krieg von 1914/15 in politischer Krise der Reorganisation Wunder der Tapferkeit in Marokko und Spanien hat vollbringen können. Man muss es offen anerkennen: Die französische Armee in diesen Jahren hat ein volles Maß an Leistung erreicht. Und wenn wir nicht mit Beträumen begnügen würden, während des Krieges, müßten wir schließlich kein über diese merkwürdigen Zeiten mit unserer Armee.“

„Den Soldaten und den Offizieren, die trotz ungenügender Belohnung wieder den Einsatz ihrer Gesundheit nach ihres Lebens um Wohlstand zu kämpfen, müssen wir unsere Dankbarkeit nicht schuldig machen, sie muss unbestritten sein. Und das ist es, was ich in der Hand von Millionen Leuten will.“

„Man bildet sich im Volk gegen ein, daß es niemals wieder Krieg geben wird und daß unter diesen Umständen die Tätigkeit unserer Soldaten unnütz ist. Das ist ein Irrtum.“

„Wir werden alles tun, um die Rückkehr der französischen Gefolge des Krieges zu verhindern. Aber wir werden ihn umso leichter vermeiden, je härter unsere Armee ist.“

„Ich habe mich am liebsten nicht, je mehr mir die Freiheit von den anderen Soldaten unsere tägliche Brot. Und sie wird umso tapferer sein, je mehr“















# Neues vom Tage

## Kältewelle aus Russland.

Gestern ist ein plötzlicher Temperaturrückgang eingetreten, der in Berlin das Thermometer von 2 Grad Wärme in den Mittagsstunden auf 4 Grad Kälte in der Abendstunde hat sinken lassen. Dieser Temperaturrückgang ist eine gewaltige Kälteperiode zuzuschreiben, die aus Russland kommend über Deutschland hereinbricht. In Warschau wurden gestern Abend 14 Grad, aus Wladimir 9 Grad, aus Jelen 8 Grad und von Zupolitz 19 Grad Kälte gemeldet.

### Kaisertrophäen Glatties in Leeds.

Aus London wird gemeldet: Infolge Glatties ereignete sich gestern in Leeds (England) mehr als 50 Unfälle durch Weindürre, Verletzungen, Kopfunden und Querschnitten. Die Stadterhaltung ließ tausende von Tonnen Kalk auf die mit Glas überzogenen Straßen streuen. Man ließ viele gut gekleidete Leute, die sich Stoffen, Lederschuhen oder Säcken um die Stiefel gebunden hatten.

### Das erste Stahlhaus.

Das erste, wirklich Wohnzweck dienende Stahlhaus, ist in Duisburg auf dem Kaiserberggelände erbaut worden. Nachdem das Kellergerüst in der üblichen Weise errichtet worden war, wurde mit der Aufstellung des Hauses innerhalb zweier Tage einwachen aufgeführt. Wie aus dem Boden geschaut, fand das Haus an seinem Platze. Es erhält ein Giebeldach, das man vorläufig von der Bedeckung mit Stahlplatten Abstand genommen hat. Dieses Haus aus Stahl hat drei geräumige Zimmer noch Küche und der Aufstellung des Hauses innerhalb zweier Tage einwachen aufgeführt. Wie aus dem Boden geschaut, fand das Haus an seinem Platze. Es erhält ein Giebeldach, das man vorläufig von der Bedeckung mit Stahlplatten Abstand genommen hat. Dieses Haus aus Stahl hat drei geräumige Zimmer noch Küche und der Aufstellung des Hauses innerhalb zweier Tage einwachen aufgeführt.

### „Dämonische“ Erpressungen

Gestern wurde in Berlin der 20jährige Kellner Alois Dämon, der bereits fünfmal als fähiger Ausländer abgelehnt worden ist, wegen Erpressung zu zwei Jahren Gefängnis und fünf Jahren Haftstrafe verurteilt. Der Angeklagte hatte durch seine unter Ausnutzung angeblich unerlaubter Beziehungen erfolgten Erpressungen im Oktober d. J. einen verheirateten Berliner Volkshausleiter zu Selbstmord getrieben. Der Staatsanwalt hatte Aufschlusse beantragt, das Gericht glaubte aber, die Angaben des Angeklagten, der als Erpresser berüchtigt ist, berückichtigen zu müssen, und sprach ein recht mildes Urteil.

### Urteil in einem Postbesetzungsprozess.

Gestern wurde in Berlin der Sachverständige Ador Behnemann, der für die Sachbesetzungsstelle der Reichspost tätig war und dort behauptet, die Postbeamten zu falschen Bindungen und Durchschneidungen verurteilt, die im Verlauf von etwa 10 Jahren dem Postdienst einen Schaden von vier Millionen Bundesmarken verursacht haben, verurteilt. Seine Ehefrau als Anklägerin zu einem Jahr Gefängnis. Die beiden beteiligten Postbeamten wurden zu je 7 Monaten Gefängnis und vier Monaten Haftstrafe verurteilt, die während der Haftzeit zur Befriedigung öffentlicher Meinung auf die Dauer von drei Jahren verurteilt.

### Die Moskauer Altensaffäre.

Die Durchsicht der alten Altensaffäre auf dem Boden des neuen Untersuchungsgebäudes, die kürzlich vorgenommen wird, hat ergeben, daß der wegen Beilegung von Altens verhaftete Justizinspektor Wladimir Altens nach der Verhaftung, bloß um sich Kostenmarken aneignen zu können, (1) Anzeigen wurde festgestellt, daß die beiden Angeklagten ansehend auch Altens, die nicht ihrem unterirdischen Dienstbereich angehörten, aus fremden Dienstzimmern geholt und beiseite geschafft haben.

### Nach ein verschwundenes Dokument.

In dem bevorstehenden Berliner Spritstillsetzungsprozess Witz und Genssen, bei dem neben dreizehn anderen Angeklagten der Regierungsrat Bedene und die Inhaberin der Firma Förster auf der Anklagebank sitzen, wird, wie eine Berliner Korrespondenz mitteilt, auch das Verzeichnis von einem des Monopols mit der Firma Förster geschlossenen Vertrags zur Sprache kommen. Die Firma Förster soll diesen Vertrag, der die Unterlagen für ein Stillsetzungsamt etwa 1 1/2 Millionen Mark bildete, unterschrieben haben, wobei der Originalvertrag ist mit Papieren der Firma verpackt worden. Als im Monopolsamt nach dem Duplikat des Vertrags gesucht wurde, stellte sich heraus, daß es aus dem Altens verschwinden ist.

### Vor der Hochzeit in den Tod.

In Siebenbürgen bei Lükch (Kreis Laurenburg) ereignete sich ein Unglücksfall, dem ein kurz vor der Hochzeit stehendes Brautpaar zum Opfer fiel. Am das Zimmer zu erräumen, stürzten die jungen Leute abends in einem Zimmer mit glühender Holzofen in das Zimmer. Am anderen Morgen fand man das Brautpaar durch Kohlenoxydgas vergiftet auf.

# Jazzkapelle und Sektgelage in der Einbrecherwohnung

Heißlose Aufklärung des großen Einbruchs in das Stettiner Arbeitsamt.

Wie wir vor kurzem berichtet, wurde wegen des Einbruchs in das Stettiner Arbeitsamt, bei dem der Verbrechen 5000 Mark in die Hände fielen, in Berlin der gemeinbändige Einbrecher Otto Schulz in den Augenblick verhaftet, als er im Smoking mit weißer Kravatte im Begriff war, seine Geliebte in einem Auto nach einem Vergnügungsfahrt abzuholen. Zunächst leugnete er den Einbruch, gab ihn aber schließlich zu und behauptete, daß er ihn allein ausgeführt habe. Am Vortage des Stettiner Tages habe er

### 14 000 Mark in Silber vergraben.

Von der beschriebenen Summe fehlten nach 21 000 Mark. Ueber die Vernehmung dieses Betrages konnte er keine Aufklärung erteilen.

Die Polizei hielt daher Umschau unter den Leuten, mit denen Schulz verkehrte, und ließ dabei auf einen gewissen Adolf Brigglinghahn, der unter einem falschen Namen bei einem Freunde, dem Händler Kneppel, wohnte und von seinen Freunden „Alf“ genannt wurde. Die Wohnung Kneppels war bald nach dem Einbruch neu ausgeschaltet worden, wozu die Polizei Gobelins beordert die Wände, und erst vor kurzem hatte

### ein großes Gejage

stattgefunden, an dem sechs Personen teilgenommen hatten. Eine Jazzkapelle hat der Gejagte, bis fünf Uhr morgens anspielte, und Sekt war in Strömen geflossen.

Als die Beamten der Kriminalpolizei in dieses „gemüthliche“ Heim eindringen, war, wie die Berliner Nachrichten berichtet, Brigglinghahn

bereits verschwunden. Man fand nur noch mehrere neue Belgianten, Anzüge und lebende Mäuse vor, die er unridigal hatte. Unter dem Bett fand ein neuer Lederteller mit vier verschiedenen Einbruchswerkzeugen, einen Kneppel, der von nichts wissen wollte, wurde hierauf festgenommen. Gestern konnte auch Brigglinghahn im Norden Berlins verhaftet werden. Er gab die Beteiligung an dem Einbruch gleich zu und behauptete, daß er seinen Beteiligungsanteil bis auf einige Mark bereits ausgegeben

habe. Man vermutet jedoch, daß er einen erheblichen Betrag noch irgendwo versteckt hält.

### Eine dreizehnhöpfige Familie, die von Einbrüchen lebt.

Die Kopenagener Kriminalpolizei ist mit der Unterjagung zahlreicher Einbruchsdelikte beschäftigt, an denen insgesamt dreizehn Personen, alles Angehörige einer Familie, beteiligt sind. Angehts des von der Polizei zusammengetragenen Beweismaterials lautet der Einbruch der Jürgen Nielsen ein umfassendes Geschäft, an welchem er gemeinsam mit seinen Brüdern und Schwestern, ferner zwei Weibern insgesamt 93 Einbrüche der höchste Verurteilung hat, von denen die Hälfte reiche Beute ergab hatte. Die Affäre ist die größte, die die Kopenagener Polizei bisher jemals beschäftigt hat.

### Schweres Bauunglück in Frankreich.

17 Arbeiter unter kürzenden Mauerwerk begraben.

Bei Bauarbeiten an einem Kessel in den Giebeln von Benta-Monjon kürzte ein Kohlenstoß zusammen. Drei Arbeiter von je 25 Meter Höhe kürzten ein und stießen das ganze Mauerwerk mit, etwa 17 Arbeiter unter sich begraben. Die Rettungsarbeiten gestalten sich sehr schwierig. Bis jetzt wurden sechs Tote und acht Verletzte geborgen.

### Fernsprech- und Telegraphenleitungen nicht als Antenne benutzen!

Vor einigen Tagen wurde bei der Kölner Feuerwehrt eine große Störung in einer Fernspreitleitung bemerkt. Die Untersuchung ergab, daß ein Kundenteilnehmer die an einem Fenster seiner Wohnung vorbeigehende Fernspreitleitung als Antenne benutzte.

Vor einer Benutzung der öffentlichen Zwecken dienenden Telegraphenleitungen zu beratigen Zwecken muß dringend gewarnt werden. Wenn die Anlage unangemessen ausgeführt ist, wie es meistens der Fall sein wird, wird sowohl der Radio-Empfangsapparat als auch der ihn benutzende gefährdet, zumal bei einem Gewitter eine erhöhte Feuergefahr für das Haus besteht. Vor allem tritt aber eine empfindliche Störung der Fernspreitleitung ein, die weittragende Folgen haben kann. Jede abfällige oder fahrlässige Störung der öffentlichen Zwecken dienenden Telegraphenleitungen ist nach dem Strafgesetzbuch unter Strafe gestellt. Die Kundenteilnehmer, die sich auf diese Weise eine Antenne beschaffen wollen, ihren sich daher einer gerichtlichen Verurteilung aus, da unbedingt darauf gehalten werden muß, daß die dem allgemeinen

### Wissen Sie schon?

Den Babilopf kannten bereits die alten Griechen des dritten Jahrhunderts vor Christi. Am ihren Mitbürgern den Tod der bürgerlichen Freiheit ad oculos zu demonstrieren, stellten vor einiger Zeit drei Neapolitaner auf die Freiheitsstatue und besetzten hoch oben lange, wehende Trauerfahnen. Ein Londoner Gelehrter besitzt eine Sammlung von 100 Wäpferrollen. Im bemerkenswertesten Stücke zu erwerben, besitze er Nordamerika. Das älteste Stück moß ist eine Wäpferrolle aus Dänemark mit der Jahreszahl 1573. Einer der besten Wetterpropheten unter den Tieren ist der Delphin. Kögen bei einem Seeufer die Wogen noch so hoch gehen, wenn sich der Delphin auf den Wellen tummelt, kann der Seemann darauf rechnen, daß das Wetter bald vorübergeht. Die medizinische Fakultät Saragossa (Spanien) unterläßt fünf Monaten einen Fall ganz eigenartlicher Art: eine gewisse Amalie Barba wurde seit fünf Jahren ohne jeden Stoffwechselvorgang, nicht isst und trinkt nicht. In Wien hat sich eine Studentin der Medizin das Leben genommen, weil sie sich nach Abschneiden des Haars als Bubi nicht gefiel. Die Vereinigten Staaten und England messen nicht dem Metermaß, obwohl dieses bereits Rußland, Polen, Griechenland, Japan, Persien und Siam benutzten. Prinz Eugen von Schwaben ist Berufsmaler. Der Londoner Baronet Dr. Vandenberg entbede als Leiter der Sternmarke der libanesischen Union nicht weniger als 180 neue (log. Doppel-)Sterne.

# England liefert den Memeler Güterschieber aus.

Ein Konflikt, bestehend aus dem Memeler Güterschieber Hubas und den Russischen Konföderierten, Genssen und Co., hatten - wie berichtet - durch sechs betrieblare Güterschieberungen den Eisenbahnstaus um rund 1/2 Mill. geschädigt. Konföderierte wurde in Berlin, Hubas in der Schweiz verhaftet. Weiter wurde ausgetrieben. Genssen, der russische Staatsangehöriger ist, entlich nach Rumänien und wird nicht ausgeliefert. Eder entkam nach London und wurde dort verhaftet. Die Auslieferungsverhandlungen sind sehr zum Vorteil gelangt, und Berliner Kriminalbeamte werden nach London fahren, um Eder nach Berlin zu transportieren.

### Aushebung einer amerikanischen Alkoholfabrik.

Prohibitionsagenten aus Washington haben in der Nähe von Rome im amerikanischen Staate Newyork eine Anlage zur Destillation von Alkohol ausgehoben und dabei Alkohol im Werte von etwa 100 000 Dollar beschlagnahmt. Verhaftungen sind nicht erfolgt. Es soll sich um die große Fabrik handeln, die bisher im Staate Newyork durchgeföhrt worden ist.

### Seit 6 Monate Gefängnis, dann 100 M. Geldstrafe für eine Dörsche.

Wie beschrieben eine Strafbefehl aufgelegt worden kann, zeigt folgender Fall: Der Kaufmann Wolfschmidt in Berlin hatte einer Dame eine Dörsche gegeben, die ein leichtes Nebenbuhler zur Folge hatte, und war dafür in der ersten Strafbefehl wegen Körperverletzung zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden. In der Berufungsinstanz erhielt er jetzt nur eine Geldstrafe von 100 M., die durch eine Nebenbuhleruntersuchung, die der Angeklagte wegen der Dörsche hinter sich hat, als erledigt bezeichnet wurde.

### Vor den Augen des Mutter überfahren und getötet.

Am Bahnhof Zoologischer Garten in Berlin wurde gestern ein fünfjähriger Knabe von den Augen seiner Mutter von einer Autovorbeifahrerin überfahren und getötet. Die unglückliche Frau brach unter Schreiekrämpfen zusammen und wurde zur Rettungstelle gebracht.

Schneewasser im Rieder Seelen. Infolge des starken Schneeeinfalles in das Wasser im Rieder Seelen unangenehm geflogen. Nach kurzem Abflauen gestern früh ist wiederum eine Steigerung eingetreten, so daß der Wasserstand nach den letzten Meldungen 1,88 Meter über dem normalen Stand beträgt. Einige Raiffeisen und die Straße an der Oberseite sind bereits vom Wasser überflutet. Im Berg, Stadt Riedt hat das Wasser 1/2 Meter hoch.

Schneewasser nach dem Schneeeinbruch des Gattin. Die frühere Schaulpelerin am Würzburger Stadtkloster Maria von Eger verstarb am 1. d. d. in ihrer Wohnung mit Gas. Sie wurde sterbend ins Krankenhaus gebracht. Als ihr Mann, der Kaufmann Pfeister, bei einem Besuch im Krankenhaus erfuhr, daß seine Frau bereits tot war, ging er nach Hause und verstaubte sich ebenfalls mit Gas zu verfluchen. Es gelang, den Mann zu retten und ins Krankenhaus zu bringen.

Weltumsegler „Hamburg“ in Japan. Wie aus Tokio gemeldet wird, ist Kapitän Ritsch mit seinem Weltumsegler „Hamburg“ in Kobe (Japan) angekommen.

Schiffsunfall bei Norderey. Vor der ostpreussischen Insel Norderey verlor in der Sonnennacht der Schlepper „Titan“ zwei beladene Leichter. Der Leichter „Borgfeld“ kenterte, der andere konnte sich retten finden. Von dem gesunkenen Leichter „Borgfeld“ klieben zahlreiche Trümmer auf Norderey an. Die Leiche eines Angehörigen der Besatzung konnte geborgen werden. Der Leichter „Heusenfeldt“ liegt infolge des unglücklichen Schneeeinfalles noch immer vor Borkum.

Eine neue Erfindung in Telephonwesen. Nach einer Meldung aus Karlsruhe (Schwarzwald) hat ein dortiger Ingenieur einen neuen Telephonapparat konstruiert, der bei Abwesenheit des Empfängers selbsttätig die gesprochenen Worte aufzeichnet. Die Vorführungen haben sehr gute Ergebnisse.

Bergwerksunfall in England. In Westhards, in der Nähe von Leeds in England, fielen in einem Bergwerk ein Förderkorb ab; vierzehn Bergarbeiter wurden verletzt.

Das englische Großflugzeug London-Triben in Malta eingestürzt. Das englische Großflugzeug, das von London nach Indien fliegt, ist unter Führung von Major Sir Gordon unter dem Kommando auf der Insel Malta (Mittelmeer) gelandet. Das Flugzeug hatte von Kapeel an gegen schwere Stürme anzutampfen.

209 deutschsprachige Zeitungen in den Vereinigten Staaten. „Associated Press“ entnehmen nicht, daß im Jahre 1929 in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1160 Blätter in einer nichtenglischen Sprache erschienen, und zwar fast noch immer an der Spitze mit 209, an zweiter Stelle stehen die italienischen Blätter mit 151. Im Jahre 1917 betrug die Zahl der fremdsprachigen Blätter 1325.

Fünf Opfer einer Lawa. Infolge einer Lawa am 2. d. d. in der Gegend von Garmisch-Partenkirchen, wurden bei der Explosion eines Dynamitlagers fünf Personen getötet und vier schwer verletzt. Drei Personen wurden vermisst.



Aus der englischen Chronique.

„Die Regierung verfolgt die Lage in China mit größter Aufmerksamkeit. Sie hegt die denkbare größte Compasie für das chinesische Volk.“

**Moderne Möbel** kaufen Sie vorleilhaft bei **G. Schaible, Halle, Gr. Märkerstr. 26, am Markt, Große Auswahl Niedrige Preise**



# Der Hausfreund

(Familienbeilage zum Merseburger Tageblatt.)

Nr. 51

Merseburg, den 23. Dezember

1926

## Das Paternosterchen.

Skizze von Friedrich Kasche-Weipzig.

Es war in jener Zeit, da ich Abende und halbe Nächte in Bierlokalen und Cafés verlebte, mit Freunden und Fremden über Gott und all's in der Welt diskutierend oder im eigensinnigen Gedankengespräch mit mir selbst. In einem solchen Café geschah auch meine erste Begegnung mit dem Paternosterchen.

Die Mitternacht war herangekommen. Da trat ein Männchen an meinen Tisch, schlurrenden Schrittes, mit hochgezogenen Schultern und einem erbarmungswürdig mageren, uralten Gesicht, in dem nichts jung geblieben war als ein Paar hellblaue, gutmütig listige Augen. Um die kleine Gestalt schlotterten Kleidungsstücke, die nur durch ihre vielen Flecken miteinander harmonierten. Dem Männchen fehlte die rechte Hand. Auf dem wagerecht gehaltenen Unterarm aber trug es, sorglich nebeneinander geschichtet, Streichholzschachteln und Schlüsselringe, die es mit freundlicher Stimme selbst. Ich sah in die helle Tiefe der auf mich gerichteten Augen; fingerte mir einen Zehner herzu und wies jedes Kaufobjekt zurück. Aber der Alte schob mir energisch zwei Schachteln auf den Tisch und sagte: „Ehrlicher Handel währt am längsten. Zwei Schachteln — mit Nachtzuschlag! Ehrlich im Tun, ehrlich im Denken — dabei kann man getrost alt werden.“ Ein wenig verduht über diese Maßregelung sah ich dem Seltsamen nach und taufte ihn im Stillen mit dem Namen, den sein Anblick mir eingab: das Paternosterchen.

Ich hatte diesen Menschen zuvor niemals zu Gesicht bekommen. Jetzt aber war es, als hätte unsere zufällige wie flüchtige Begegnung uns irgendwie miteinander verbunden. Schon am nächsten Tage stieß ich wieder auf ihn. Als ich spät nachts durch eine parkartige Anlage heimwärts ging, fand ich das Paternosterchen, von einer Gaslaterne halb beschienen, auf einer Bank sitzen. Und das Paternosterchen weinte. Ich trat hinzu und fragte nach dem Grunde seiner Traurigkeit. Das Männlein schluchzte eine milchfame Antwort heraus: „Meine Frau ist gestorben, meine gute Frau!“ — „Nanu,“ verwunderte ich mich, „wann denn, woran denn — und so plötzlich?“ — „Heut akkurat vor dreißig Jahren“, sagte das Paternosterchen. Ueberrascht von der erstaunlichen Nachträglichkeit dieses Schmerzes, war ich um eine Entgegnung noch verlegen, als das Paternosterchen in seiner Tränenfeligkeit schon weiter redete: „Sie war so gut und brav geworden. Ich habe sie damals gefunden — müssen Sie wissen — als sie noch blutjung und am längsten Mädchen gewesen war. In einer schlimmen Kneipe habe ich sie gefunden. Da hatte sie gerade der Erste verlassen.“

Ich nahm sie mit mir, wir haben geheiratet, und sie ist mir kreuztreu geblieben, vielleicht nicht nur aus Dankbarkeit. Wir waren glücklicher als viele andere. Aber dann ist sie mir eines Tages doch gestorben, am bloßen Tode ist sie gestorben, denn sie war nicht krank vorher.“ Hier fuhr dem Alten der Schmerz mit neuer Heftigkeit ans Herz, er stöhnte und kroch in sich zusammen, richtete sich aber plötzlich auf, sagte mit veränderter Stimme: „Altbrennes Gefenna!“ fuhr sich mit dem schwarz zumwickelten Handtumpfen über das Gesicht, stand auf und schlurte glücklich davon.

Am anderen Morgen lief mir das Paternosterchen an einer Ecke des alten Marktes in den Weg. Es schleppte sich mit einem Pack Zeitungen, die es krähen ausrief. „Schon wieder frisch?“ fragte ich. Der Geschäftige blinzelte mich erkennend an. „Das Leben rennt“, sagte er eilig, „fogar über Gräber. Man muß nachkommen.“ Und schon war er ein Stück weiter.

Zwei Tage danach bummelte ich nachmittags zu einem vor der Stadt liegenden Jahrmarktähnlichen Vergnügungsplatz. Der Zugangsweg war mit Velektantenmännern besetzt, die sich, da sie allgudicht aufeinander saßen, gegenseitig ihre rührselige Musik verdarben. Gleich der erste Musikant war das Paternosterchen. Es saß auf einem zusammenlegbaren Stuhl, lächelte vergnügt vor sich hin und handhabte mit der Linken eine frischlackierte

Drehorgel. Ich muß gestehen, daß mir die Rührigkeit und berufliche Vielfältigkeit dieses alten Mannes ebenso imponierte wie die stolze Sicherheit, mit der er das eine wie das andere tat.

Und dann kam der Abend, da mich das Paternosterchen als letzten Gast in der verqualmten Hinterstube eines Cafés aufstöberte. Ich kaufte die üblichen zwei Schachteln Streichhölzer und lud den späten Handelsmann zu einem Glase Bier ein. Ein Weilschen widerstrebte er, aber dann gab er nach, und wir kamen schnell in ein müdes und doch bewegtes Gespräch.

Auf die beiläufige Frage nach seinem Alter erhielt ich eine seltsame Antwort: „Auf meine Rinderschuhe kann ich mich nimmer besinnen. Eltern werde ich wohl gehabt haben, aber die sind rein heraus aus meinem Gedächtnis. Meine Frau ist dreißig Jahre tot, das ist eine feste Zahl. Und als wir uns zusammensetzten, hatte ich auch schon graue Haare und einen krummen Rücken. Und sonst hab' ich mein Lebtag nicht Zeit gehabt, mich um die Zeit zu kümmern.“ — „Lohnt es denn überhaupt, das ganze Leben?“ warf ich ein, denn ich war damals der Ansicht, das menschliche Dasein sei eine recht unsinnige Angelegenheit. — „Was lohnen?!“ entgegnete das Paternosterchen. „Das ist unbillig verlangt; zum puren Spaß sind wir bestimmt nicht da, und aus lauter Lohnsucht soll man nichts tun. Und doch ist das Tun die Hauptsache. Ob einer Schuhe besohlt oder Zeitungen druckt oder Streichhölzer verkauft, das achtet der Himmel nicht, denn das ist nicht das wahre Tun. Man muß dabei noch etwas heimlich im Sinne haben, irgend etwas Gutes, so oder so. Reiner braucht's zu wissen. Aber nur das Gute gilt.“ Bei diesen Worten stieg in seine Augen ein heller, wärmender Glanz, und es kam mir seltsam, fast mit einem kleinen Reizgefühl zum Bewußtsein, daß dieses dürftig aussehende Menschlein um seinen eigenen guten Weg mit freudiger Zuversicht wisse. — Wir haben noch manches hin und her geredet, und als wir aufbrachen, beobachtete ich nicht, sondern gab dem Paternosterchen das Geleit. Es war ein recht langer Weg. Zuletzt liefen wir in einer Vorstadt ein so beängstigendes Zickzack, daß ich meinte, ich würde nicht zurückfinden. Vor einem nüchternen Gebäude hielt endlich das Paternosterchen. „Da oben — links — gleich unterm Dach“, sagte es und versuchte den Kopf aus den Schultern zu heben. Unbeholfen gab es mir seine linke Hand. Ohne recht zu wissen, wozu es dienen sollte, prägte ich mir Straße und Hausnummer ein. — Wenige Zeit darauf verließ ich für fast drei Jahre die Stadt.

Als ich zurückkam, suchte ich die Stätten früherer Wohnhaft wieder auf, und es dauerte nicht lange, bis ich auch wieder mit dem Paternosterchen zusammentraf. An ihm und seinen Verufen hatte sich nichts geändert. Wir sind uns in der Folgezeit noch oft begegnet, wir haben noch viele Worte gewechselt, belanglose und ernsthafte, und ich habe allmählich und in lauter kleinen Bruchstücken das Leben dieses Sonderlings erfahren. Aber alle diese Zwischenbegegnungen liegen in dem Schatten oder recht eigentlich in dem je verlassenen Nichte, das für mich die letzte Begegnung mit dem Paternosterchen bedeutete, die zugleich der Ausgang dieses seltsamen und guttätigen Menschendaseins war. Und es hieß das Leben und den Gang seiner Notwendigkeit scheitern, wollte ich es „zufällig“ nennen, daß gerade ich der Zeuge dieses Ereignisses sein mußte.

Es war ein schwüler Spätsommerabend. Ich hatte, aller Hitze zum Trotz, einen Spaziergang gewagt und kehrte völlig ermattet zurück. Die schattenarme Chaussee führte, bevor sie in die erste Vorstadt mündete, an einem jener häßlichen Schutzabladepflanze vorbei, wie man sie am Rande jeder Großstadt findet. Von diesem Plage vernahm ich plötzlich ein kläglich-mildes Geseire. Ich sah eine heftig auseinanderstrebende Herde Kinder und einen riesigen Fleischhund, der breitbeinig und zähnefletschend über einem bloßfüßigen, jämmerlich schreienden Wesen stand. Um zu helfen, setzte ich mich in Trab. Beim Näherlaufen sah ich hinter einem Müllhaufen eine gebückte Gestalt auftauchen und mit kleinen grotesken Sprüngen auf den Hund aufpassen. Das Tier ließ von dem Kinde, richtete sich gegen den unersor-

eten Angreifer, sprang ihn an und warf ihn zu Boden. Da war ich endlich, rufend und mit dem Stocke fuchtelnd, herangekommen. Mit großen Schreien entfloh der Hund. Das Kind erhob sich und lief weinend davon. Vor mir aber lag im pulverigen Staube das Paternosterchen. Seine hellen Augen stauten wie in leiser Verzerrung in den Himmel hinauf. Ich wollte ihn aufrichten, aber er rührte sich nicht. Ich tastete nach seinem Herzen: da war alles still. Bestürzt um mich blickend, sah ich unweit einen alten Senfkorb stehen, halbgefüllt mit leeren Konservenbüchsen. Dann kamen Menschen, die den Toten neugierig umstanden. Jemand her holte einen Polizisten herbei. Keiner wußte den Namen des Verunglückten. Ich konnte wenigstens die Wohnung angeben. Eine halbe Stunde verging, ehe das Krankenauto kam. Ich fuhr mit, als sei es selbstverständlich.

Die Wohnung des Paternosterchens war nicht mehr als ein kümmerlicher Verschlag. Ich erschrak vor dieser trostlosen Behausung. Man legte den Toten auf die derbwohlenen Decken eines baufälligen Feldbettes. Dann begann der Polizist in sachlicher Gewohnheit das klägliche Inventar zu notieren. Dabei stieß er in einer Ecke auf eine große, mit einem Vorlegeschloß verwahrte Kiste. Der Schlüssel fand sich in der Tasche des Paternosterchens. Anrarend und gleichsam abwehrend bewegte sich der Deckel in rostigen Scharnieren. In gemeinsamer Neugier beugten wir uns vor. Die Kiste war bis zum Rande gefüllt mit Konservenbüchsen, und diese Büchsen enthielten allesamt Gold; Kupfer, Nickel und Silber reinlich geschieden. Obenaufer lag ein schon angeglühter Zettel, auf dem mit großen, kindlich-echtigen Buchstaben zu lesen war: „Für gefallene Mädchen und die Kinder derselben.“

Durch das schmale, staubgroße Fenster fiel abendrote Sonne auf das Bett. Mit scheuer Zärtlichkeit umgriff sie das salbige Gesicht des Toten und wärmte in die erloschenen Augen hinein einen Glanz überirdischer Zuversicht. Je länger ich aber in das unbewegte Antlitz sah, umso mehr schien es mir, als beginne die Stube in all ihrer Vermächtigkeit zu leuchten von der Schönheit eines vollbrachten Gedankens. Und fast schämte ich mich, daß ich hinter die heimliche Wohlthat und den verborgenen Sinn dieses stillen und doch so menschlich-eifrigen Lebens gekommen war.

## Der Advokat.

Skizze von Elin Pelin.

(Autorisierte Uebersetzung von Theodor Blank, Sofia.)

Das Kreisgericht hatte Vollziehung. Es verhandelte den Prozeß von Nitre Martin aus dem Dorfe Gorossek, den sein Nachbar Peter Martin wegen Tötung eines seiner Pferde angeklagt hatte.

Eine unerträgliche Hitze herrschte. Draußen, von der Straße herein, durch die Fenster des Sitzungssaales starrten müde und verzweifelt die weißen Wände der gegenüber liegenden Gebäude. Zwei, drei Bauern, welche Zeugen waren, sahen ängstlich und unbeweglich auf ihren Vätern und hörten mit offenem Munde zu.

Es sprach der Verteidiger, ein kleiner, dicker Advokat, mit kahlem Kopfe und abgetragenen Kleidern. Er hatte die Augen auf den Gerichtspräsidenten geheftet. Seine Stimme war dumpf, heiser, als ob sie aus einer zerplatzten Röhre käme. Er redete, schrie, deutete, die Augen zur Decke hehend zum Himmel, und am Schlusse jedes Satzes blähte er sich höflichsooll auf und brektete weit die Arme aus. Doch auf den apathischen, unbeweglichen Gesichtern der Richter lag wie immer jene unerschütterliche Ruhe und Gleichmütigkeit, die niemals Hoffnung aufkommen läßt.

Der Vorsitzende war in ferne Gedanken versunken. Einer der Richter zeichnete Pferdchen. Ein anderer, der musikalische Talente besaß, hatte vor sich eine große Note gemalt und verzögerte sie aufmerksam mit seinem Bleistift.

Der Beurteilte Nitre Martin, ein schwächlicher, blonder Bauer, barfuß und in Hemdsärmeln, saß auf seinem Plache und beobachtete, da er von der Rede seines Verteidigers nichts verstand, wie eine große schwarze Fliege brummend an die Scheiben eines Fensters schlug, ohne hinaus zu können. Nach einer Weile, als der Advokat schwieg, um zu schlucken, wandte sich Nitre zu dem Gerichtsdiener, der teilnahmslos an der Türe seine Nägel aufhielt, und sagte laut: „Jag' es hinaus, dieses Tierzeug, es hat genug herum gebrummt!“

Die Richter sahen ihn mitteilidig lächelnd an. Der Präsident drückte auf die Glocke.

„Nitre Martin, Sie müssen verstehen, daß Ihre Lage als Angeklagter durchaus nicht zu beneiden ist. Der Anstand erfordert, daß Sie schwelgen.“

„Ah, sie ist hinausgeflogen!“ sprach Nitre, indem er auf das Fenster deutete.

Die Richter lachten von neuem. Der Advokat sah seinen Klienten streng an und fuhr, indem er wieder sein süßes Lächeln aufsetzte, fort: „Ja, meine Herren Richter! Diese Umstände müssen sozusagen in Rechnung gezogen werden. Mit anderen Worten, es muß die Psychologie, der Moment gewissermaßen erklärt werden. Stellen Sie sich eine Nacht vor — schwarz wie der Teufel, eine Nacht auf dem Dorfe! Mein Klient liegt mitten auf seinem Hofe oder dort irgendwo bei der Tenne und hütet mit dem gehelligten Recht eines Bürgers seine Garden, einen haufen Getreide, das er mit blutigem Schweiße erarbeitet hat, mit gewissermaßen seine Mühe. Dort liegt er müde von der

Last des Alltags! Er hat alles vergessen, wie der Richter sagt. (Die Zeugen schauen sich verständnislos an.) Alles: Weib, Kinder, sogar den Himmel! Die Müdigkeit hat ihn tief einschlafen lassen... doch, plötzlich, was sehen wir, meine Herren Richter? Was? Es fehlen die Worte, mit denen man es sagen könnte! Die menschliche Zunge verstummt... Ja! Und plötzlich macht mein Klient auf und sieht... oh, Schrecken! Das Leben meines Klienten hängt an einem Haare! Oder etwa nicht? Ueber seinem Kopfe steht ein gewaltiges Ungeheuer, häßlich, furchtbar, im Begriff ihn zu verschlingen. In seiner Angst verliert mein Klient — sehr begreiflich, meine Herren Richter — gewissermaßen das Bewußtsein. Er sieht feurige Jungen aus den Rüstern des Ungeheuers sprühen, er sieht seine blutunterlaufenen Augen, die vor Durst, vor Raubgier glühen. In seinem Schrecken zittert mein Klient. Er weiß nicht, wo er ist, weiß nicht, was mit ihm geschieht!... Da greift er zur Flinte und... schießt. Das Ungeheuer fällt, steht wieder auf, springt über den Jaun, läuft auf's Feld, findet etwas Stroh, wühlt vor Schmerzen darin und... stirbt! Oh, meine Herren Richter, ich frage sie, was kann mein Klient dafür, daß dieses Ungeheuer nichts anderes war als das Pferd des Peter Martin? Ein Pferd? — Jemand eine Schindmähre, die kaum fünfzig Lewa wert ist. Ja! Wo ist hier das Verbrechen? Wo?... Folglich, meine Herren Richter, urteilt und bedenkt. Habt die beiden Gesetze vor Augen: Das Göttliche, das uns gebietet, unser Leben jede Minute vor Ungeheuern und überhaupt vor allem zu verteidigen, und das Menschliche, das die Taten der Verbrecher und Nichtverbrecher scheidet... Und diese beiden Gesetze sprechen meinen Klienten frei...“

Der Advokat sah mit wichtiger Miene umher, wischte den Schweiß von seiner Stirne und setzte sich, seinem Klienten zugewandt, nieder.

Die Richter begannen anhaltend zu flüstern. Der Präsident drückte auf die Glocke und rief: „Beurteilter Nitre Martin?“

„Jawohl!“ antwortete Nitre militärisch und stand ruhig auf.

„Was hast Du zu der Sache zu sagen?“

„Ich sage, daß es so war...“

„Das heißt — was war so?“

„Das mit dem Pferde“, rief Nitre laut. „Es sprang mir immer in den Hof. Oft hab' ich Peter gesagt: Hüte dein Pferd, Nachbar, sonst werden die Wölfe es fressen. Es macht mir Schaden. Er zertritt mir den Garten. Wenn es dunkelt, hopp, springt es über den Jaun. Es richtet mich zugrunde!... Ich ärgere mich über nichts, aber über den Kürbis... Gram hat mein Herz verzehrt. Ein Kürbis war das, ein Kürbis... so groß. Und diese Mähre zertrat ihn! Ich litt es und litt es, schließlich sagte ich mir: Wari, ich werd' es dir geben, du Blest, daß du es dir merkst. Ich lud sorgfältig die Flinte und warierte. Um Mitternacht, gerade als ich mich legen wollte, sprang es herüber. Der Teufel, der Verdammte, hat nichts anderes zu tun...“

„Und dann?“ fragte der Vorsitzende.

„Dann? Was dann? — Ich hob die Flinte und — da lag es.“

„Und weiter?“

„Dann schleppte ich es mit meiner Frau fort, vors Dorf. Dort deckten wir's mit Stroh zu, um es zu verbergen, und so...“

Der Advokat hörte, wie sein Klient einfältigen Herzens die Sache erzählte, und zitterte vor Wut. Er suchte mit seinen Augen den Blick Nitres, um ihn zu zerschmettern, doch Nitre sah, als ob er seinen Verteidiger vergessen habe, nur den Präsidenten an.

„Wieviel, glaubst Du, daß das Pferd gekostet hat?“ fragte ihn dieser.

„Hundert Lewa hat es gekostet, das Pferd war schön“, antwortete Nitre. — Der Advokat warf zornig seine Ärmel auf den Stuhl und ging schnell hinaus.

Das Gericht zog sich zur Beratung zurück. Der Verteidiger zog Nitre in den Korridor und schrie ihn, zitternd vor Wut, ganz verzweifelt an: „Du Vieh! Was nimmst Du Dir einen Advokaten, wenn Du nicht lügen willst?“

Und zornig kief er die Treppe hinab.

## Die Nacht des Malers Jan Joek van Kalkar.

Skizze von Franziska Rademaker-Dieren.

Weich und warm sind die Farben Jan Joekts van Kalkar. Sie umschmeicheln die ersten Gestalten seiner Bilder und verlesen deren Leben.

Fleißig ist Jan seit dem frühen Morgen bei der Arbeit. Seine Augen sprühen von der Freude begnadeten Schaffens; die schmalen Wangen erglühen im Eifer. Fast und tröstend fährt der Pinsel über das schmerzgeprägtes heilige Antlitz auf der Ecce homo = Tafel.

Aufatmend steht dann der Künstler — seine Züge erleichtern sich. Aber alsbald taucht er den Pinsel wieder ein, in neckischer Lust steigt er — es war noch kaum für eine Figur auf der Tafel. Juni Mittag steigt die Sonne. Flimmernde Helle fällt sogar durch das Nordfenster der Werkstätt. Da wirft der Maler den Pinsel hin und lächelt in seiner Schalkheit: Dreimal ist Jan Joek hier im Raum! Einmal kleckert er die Farben; ein zweites Mal schaut er aus dem Spiegel dort; und der dritte Jan — ja, der steht nun leidhaftig, vom Spiegelbild abhakterseht, auf der Bemaldefasel.

„Ich bin's,“ spricht Jan vergnügt, „haben mich die Kalkarer aus meinem geliebten Harlem geholt daß ich Ihrem Niklas

Flügel an den Hochaltar seiner Kirche male, so sollen sie mich nun ewig bei sich haben."

Und er schaut sich an und wundert sich, daß er es ist: das schmale, fast zu lange Gesicht, das hell auf die Schultern niederwallende Haar, die schlanke Gestalt — so steht er und blickt aus dunkelblauen Augen vom Bild! Und so wird er künftig vom Altare Salvatoris in die Kirche schauen, auf die Menschen, unter denen er als mutwilliger Bub im Schatten von St. Nikolai aufgewachsen ist.

Zurücktretend betrachtet der Künstler prüfend das ganze Gemälde. Zu bedeutungsvollem Schaffen weilt er in der Heimat, kerufen, die große geschnitzte Passion des Meisters Loewewich mit würdig bemalten Flügeln zu schützen. Nun hat er sich selbst in die Ecce homo = Tafel gebannt, in das tiefste Bild! Wie er da als feiner junger Patrizier abseits steht, im vornehmen, mit weißem Pelz gefütterter Samtgewande, auf dem Haupte ein rotes Barett, könnte er der reiche Jüngling des Evangeliums sein, der seine Güter der Jüngerschaft des Herrn vorzog.

Der reiche Jüngling! — Wieder kommt ihm Ernst der Schalk über Jan. Wo sind seine Güter? Gaha — ein Künstler schwimmt nicht im Ueberfluß! Und erst recht Jan Joest van Kalkar nicht. Frei ist er — irdisch Gut beschwert ihn nicht. Und darum ist seine Hand so glücklich und sein Pinsel so beschwingt und kein Sinn voll Heterkeit.

Was nun? — Da blieb noch unvollendet die Händewaschung des Pilatus. Der Mächtige selbst sieht schon auf seinem Richterstuhl — mit schwarzlichendem Bart, mit künstlichem Gut, mit pelzverbrämtem Mantel. Ueber ihm ein Wappen als Zeichen der Gerichtsbarkeit: der deutsche Doppeladler ist's, wie denn Jan Joest das ganze Leben der Bilder im Gewande seiner eigenen Zeit um 1500 darbietet. Die Bartholäer — wie Kalkärer Ratsherren sehen sie aus mit ihren ernsten Trachten und ihren strengen Mienen! An ihnen hat er noch zu schaffen.

Aber — nun merkt's der Maler — seit frühmorgens arbeitet er und hat darüber das Essen vergessen. Der Hunger meldet sich. Hätte er wenigstens ein Brötchen noch vor dem Mittag.

„... springt Jan Joest im farbenbelegten Kittel auf die Gasse hinaus. Köstlicher Duft frisch gebackenen Brotes kommt ihm entgegen. Im Laden steht Alitken, die Bäckersfrau, jung, drall, in der blendendweißen Haube. Ein knusperiges Brötchen reicht sie dem Maler auf sein Begehren hin. Heißhungria möchte Jan gleich hineinbeißen. Aber Alitken mahnt: „Das Geld!“

Der Künstler fährt in seine Tasche, durchsucht sie — bis in die verborgenen Schlupfwinkel. Leer ist sie, kein Brotkorn und kein Pennig zu finden.

„Ihr erhaltet das Geld, Frau“, sagt Jan und will sich entfernen. Aber Alitken, voll Mißtrauen, vertritt ihm den Weg, reicht ihm das verlockende Gebäck aus der Hand, spricht barsch: „Ohn' Geld keine Bar!“ Sie mag wohl denken: Maler und Weeldsnyder sind ein vergeßlich Volk.

Jan Joest ist zuerst verduht. Solches ist ihm noch nicht begegnet. Dann entflammt sein bleiches Gesicht im Zorn.

„So, ist Euch der Maler Eures Hochaltars nicht gut für ein Brötchen?“ ruft er aus — und ist voll Entrüstung wieder draußen auf der Gasse und mit ein paar Sägen in seiner Werkstatt.

Ha — da sind der Kläger harte Gesichter vor Pilatus! Ha — ein Weib fehlt in der Schar!

Im Flug arbeitet der Pinsel. Eine stette weiße Kalkärer Frauenhaube blüht zwischen den dunklen Männertrachten auf; das junge frische Gesicht darunter offenbart des Herzens Fröhschheit im Blick der Augen: Alitken, die unguete Bäckersfrau, zwischen den Anklägern des Herrn! So ist sie gebrandmarkt für ewige Zeiten...

Jan Joest vollendet die figurenreichen, farbensatten Flügelgemälde zur Bewunderung der Mit- und Nachwelt.

Aber da die Bilder am Altare Salvatoris prangen, verklagt Alitken den Maler und zeigt ihn der Beleidigung.

Jan Joest, ungerührt und unerschrocken, hat seine Antwort bereit und tut sie kund vor Richter und Schöffen und vor allen, die sie hören wollen: „Die Frau bei der Händewaschung ist des Pilatus Frau. Und so wie ich sie malte, ist sie mir im Traum erschienen.“

Da lächelt der Richter, da lächelt ganz Kalkar: „Unser Jan Joest — wer kann ihm etwas anhaben?“

So steht nun um eines Brötchens willen die Bäckersfrau Alitken für immer und ewig vor dem Richter, vor Pilatus, der seine Hände in Unschuld wäscht — wie der Schalkhafte Jan Joest seine schlanken Malerfinger in Unschuld gewaschen hat.

## In der Gartentür.

Schizze von J. M. Ludwig Müller.

Zeit geschotterter, schimmernder, weißer Kies lag in der Gartentür. Von Ästern und Redesen umsäumt und umdrümt führte dieser Weg zum dahinter Liegenden, von Wildreden umrankten Landhaus. Glückliche Leute bewohnten gestern noch diesen irdischen Erdenfleck...

Es war Abend in der Allee, die vor der Gartentür vorbeiführte. Ein paar alte Frauen kamen aus den Nachbargärten und gingen nun nach dem Orte zurück.

„Ob's Elise noch lebt?“

„Die Blätter im Herbst hört sie nimmer fallen!“

Mit einem scheuen, mehrleitigen Blick nach dem fremdblickenden

Landhaus entfernen sich die beiden Frauen und trennten sich an der nächsten Wegekreuzung vor dem alten Lindenbaum.

In der Gartentür lehnte durch vorstrebende, dicke Äste der Hecken verborgen ein junger Mann, Georg Wanger, der der heimliche Verlobte war. Er hatte die Worte der vorüberstreichenden Frauen erlauscht. Ein Schwert schien ihm durch die Seele gedrungen. Doch er wartete wie immer an den vorgegangenen Abenden. Einmal mußte sich die Tür des Landhauses wieder öffnen, und dann mußte Elise kommen.

Lange, bange Minuten...

Wie aus schweren Träumen plötzlich erweckt, horchte er jedesmal auf, wenn irgendein leises Geräusch im Garten aufklomm. War sie es nicht? Knirschte da nicht ihr leichter Fuß auf dem schimmernden, weißen Kies? Still blieb es rings. Er hatte sich getäuscht. Auch gestern hatte er sich getäuscht. Die letzten Tage überhaupt hatte er immer vergeblich hier gestanden. In der geöffneten Gartentür, von dichten Heckenästen nach der Allee versteckt.

Da ging die Haustür des Landhauses jäh auf. Eine schluchzende Stimme wünschte jemandem einen Nachtgruß. Die Tür verschloß sich darauf dumpf. Eine hohe, hastige, dunkle Erscheinung huschte im gleichen Augenblick an den Farenben in der Gartentür heran.

„Das ist ja der Doktor!“

Gepreßt und laut hatte Georg die Worte vor sich hergesagt, so daß der Vorübergehende eine Weile erschrocken stehen blieb.

„Wünschen Sie mich? Ich bin Dr. Gumbach!“

„Nein... Nur eine Frage, Herr Doktor! — Elise Welnoth...?“

„Ist tot.“

Der Doktor war mit einem flüchtigen Gruße gegangen. Georg Wange drohte umzufinken. Krampfhaft faßten seine Hände nach der Gartentür. Durch seinen jugendlichen Körper lief ein wild aufbäumendes Zucken. Seine Augen weiteten sich, das hereinbrechende Nachtdunkel zu durchdringen. Furchtbares Weh in ihm, der nicht glauben mochte, daß alles, alles — vorer. Doch den heftigsten Schmerz lösten seine Tränen. Er bückte sich und raffte mit beiden Händen ein Häuflein Kies, schimmernden, weißen Kies vom Gartenwege. Mondlicht gelsterte durch Laub und Blattgewinde auf die kalten, glitzernden Steinchen nieder. Seine zitternden Hände hielten ungeschlossenen, was unter ihren Füßen einst schimmerte. Er küßte die Steine. Es waren nun Steine, die so rein waren wie sie, die er liebte. Und dann ging er und trug die Reliquien heim. —

Fein geschotterter, schimmernder, weißer Kies liegt noch immer in der Gartentür; nur sie weiß um das Geheimnis und Grab einer Liebe.

## Das Schiff der Wüste.

Ein heiteres Erlebnis von Konrad Dreher - München.

Ich war hoch erstaunt, in Wiesbaden ein Kamel anzutreffen, obwohl es deren auch in anderen Kurorten gibt. — Dieses Kamel war eines der höchsten Exemplare und jederzeit bereit, den kühnen Reiter die Wohlthat der sanft schwankenden Bewegungen eines Wüstenrittes empfinden zu lassen.

Mein Freund, der Sanitätsrat Doktor M., hatte ein Sanatorium für schwedische Heilgymnastik übernommen oder gepachtet mit allen dazu gehörigen Einrichtungen und Apparaten; dies waren: Streckmaschinen, Ruderboote, Pferdgaloppentrichtungen, Motorfahräder, Wellenschaukeln, Ringe, Arm-, Bein- und Bauchmassagen, an deren Spitze als Clou der orthopädischen Mechanik ein Riesenkamel stand, das den Vorzug der allseitigen Bewegung zwischen seinen zwei Höckern aufzuweisen hatte. — Ich hatte weder Licht noch Föhias, sondern nur lediglich Gast am Hoftheater und nach der Vorstellung noch besonderer Gast (nachts 11 Uhr) meines Freundes, des bekannten Orthopäden. — Nachdem wir ein ziemlich opulentes Mahl eingenommen hatten, kam das Gespräch auf meine, schon damals beginnende Körperfülle und mein Freund empfahl mir, Heilgymnastik zu treiben. Zugleich sprach er begeistert von seiner demnächst zu eröffnenden Anstalt und forderte mich auf, trotz der späten Stunde wenigstens seinen Gerätesaal zu besichtigen. — Ich fand seinen Wunsch berechtigt und begab mich witzbegierig durch endlose Gänge nach dem ihm gehörigen Trakt. Endlich langten wir am Ziel unserer nächtlichen Heerfahrt an. Der Saal schien unheimlich lang, breit und hoch und nur magisch beleuchtet durch das Mondlicht. Der Hebel zur Lichtleitung war dem Besizer noch fremd, auch war eine erhöhte Beleuchtung unnötig, denn ich unterschied zwischen unzähligen Stangen, Brücken, Rädern, Latten, Ringen und Seilen auch ein hohes Gestell, das mir als künstliches Schiff der Wüste und neuestes Massagewunder vorgestellt wurde. Ich muß gestehen, daß ich sehr gespannt war, zu sehen, wie sich diese Heilmethode bewerkstelligen ließe; der freundliche Aesculap erklärte mir, wie man alles durch verschiedene Umschalter in Bewegung setzen könne. —

Das Schiffsbrett war am entgegengekehrten Ende des Saales angebracht. „Bitte“, sagte mein Freund, „sehen Sie sich in den Saal, und Sie werden sofort empfinden, welche wohlthätige Wirkung diese Prozedur erzeugt!“ Sodann brachte er eine Leiter herbei, und ich erklomm widerspruchslos den ungefähr drei Meter hohen Sattelschiff. Ich kam mir auf meiner Höhe so erhaben vor, wie der hochselige Kurfürst am Münchener Odeonsplatz. Doktor M. entfernte dann die Staffelei und besah sich

zum Schaltbrett. Nach einigem Suchen entdeckte er den Bewegungsschalter, und mit einem Ruck setzte sich mein Kamel in seinen vorgeschriebenen Galopp. Es war ein Schwanken nach rechts und links, ein Wippen nach vorn und hinten, ein Stoßen von unten nach oben, daß ich alle Mühe hatte, mich auf meiner schwindelnden Position zu halten. So lief das Vieh schon fünf Minuten mit mir in einem immer schnellerem Tempo, ohne seinen Platz zu verlassen — und ich immer vorwärts, rückwärts, rechts und links, auf und ab! — Schließlich rief ich dem Doktor, der sich noch immer am Schaltbrett zu schaffen machte, er solle den Kontakt abstellen. Da antwortete er zu meinem Schrecken, daß er den Abstellhebel nicht finden könne. Nachdem er noch einige Minuten an allen Drückern und Schaltern herum gebastelt hatte, fingen auch die anderen Gegenstände und Viecher an zu laufen; das rasselte und klopfte, knirschte und ächzte noch mehr als ich selber. Ich schrie immerzu „Aufhalten! Ausschalten!“, immer balancierend, doch der edle Rennstallbesitzer antwortete nur: „Halten's Jönen fest, sonst fliegen's runter und könnten sich beschädigen!“ Mit den Worten: „I hol jetzt den Maschinisten, dann hab'n wir's gleich!“ verschwand er durch die Eingangspforte. — Und ich allein mit meiner Bein im Mondenschein mitten in der rasselnden Umgebung wie ein Seekranke — nach vorn und hinten, nach links und rechts schwankend. Endlos geht Minuten gehoben und geschoben, endlich kommt der Ketten! Klein, er kommt nicht! Noch fünf Minuten — er ist's, aber allein. — „Es tut mir furchtbar leid,“ sagte er, „aber der Maschinist ist heut abend nach Frankfurt, und seine Frau kennt sich net aus!“ Wieder bastelte er am Schaltbrett, wieder ohne Erfolg. — Ich konnte nur noch hallen: „Vielleicht hat er den Ausschalter mit nach Frankfurt genommen?“

Endlich ein heroischer Entschluß: „Her mit der Leiter, ich probier's doch!“ — Willig versuchte der Doktor diese Anlage — es gelang nicht, da das Kamel nicht einen Augenblick stille hieß. — „Ach!“ rief ich, „hätt' ich Roß mich auf's Pferd gesetzt anstatt auf's Kamel, ich wäre längst abgesprungen!“ — Schließlich mußte ich diesen Trick auch beim Kamel riskieren. Der Doktor versprach, mich aufzufangen; er war eine Riesie — jedenfalls an Umfang, das war eine kleine Rückversicherung. Endlich kam der Entschluß zur Reife. Ein Schwung, ein Sprung. Ich lag unten — das heißt: er lag unten und ich lag oben. Außer einigen kleinen Quetschungen ging dieser Abfall der Niederlande schmerzlos vor sich. Ich sprang rasch wieder empor, der Unterlegene etwas langsamer, indem er mich noch am Schaltbrett zu Abstellversuchen animieren wollte. Ich versicherte ihm, daß weder ich noch das mechanische Menageriegebilde zum Stillstand zu bewegen wäre und verließ noch immer schwankend, aber eiligst die unheilbringende Hellanstalt.

Nachts träumte ich, daß ich auf einem Kamel die Sahara durchreite und endlich halb verstmacht eine Oasenquelle erreichte, absprang und mein Reittier davonließ. — Als ich aber dann in den Wasserpiegel blickte, sah ich darin ein Riesenkamel

## Ranna.

Historische Skizze von Grete Waffa.

Ein unfreundlicher Tag über Rom. — Der Himmel, sonst klar und in seinem Blau, wie nebelverhangen. „Deshalb hätte ich nicht aus Deutschland, wie gejagt, wie vorwärtsgepeitscht, zurück nach Italien zu fliehen brauchen“, denkt Anselm Feuerbach. „Grauen Himmel hatte ich auch dort.“

Er sitzt im Café, vor sich ein abgestandenes Getränk, um sich Zeitungen, in denen er unglücklich geblättert. Irgendwo deutet ihm ein Grauen in den Rippen. Eine Unruhe. Fast eine Angst. Nein — er hält es auch hier nicht aus. Ihn ärgert der schmutziggroße Delanstrich der Wand, das durchlöcherete Tisch Tuch, die billige Bluse des Schenk Mädchens, die unruhigen, unshön verdickten Nasen der reisenden Damen, die drüben am Fenster sitzen und enttäuscht in den grauen Himmel starren, den sie sich leuchtend wie Lapislazuli vorgestellt.

Hastig und zerfahren, wie es seine Art ist, greift er nach seinem Mantel, stürzt hinaus, stürmt durch die Straßen. Als er in die Via del Tritone einbiegt, löst sich aus dem Häuferschaaren eine halbverhüllte Bettlerin. Aus ihren Hüllen macht sich eine Hand frei, streckt sich gabenheischend empor.

Es ist eine langfingerige, schmale, durchschauende Hand von wahrhaft adeliger Form. Eine Hand, wie sie nur eine einzige Frau besitzen, die Feuerbachs Leben durchkreuzt.

Er fühlt, das Grauen, die Unruhe in seinen Nerven lösen sich aus. Es ist ihm nicht anders, als stocke der Blutstrom in seinen Adern und weigere sich, die vorgeschriebene Bahn zu wandeln. Seine Lippen werden kalt. Seine Zähne schlagen im ansetzen aneinander.

„Ranna!“ schreit er auf. „Ranna...!“  
Da erst hebt sich das genigte Haupt. Augen sehen ihn an, die er einst schimmernd unter träumenden Wimpern gekannt. In Züge starrt er, denen Elend und Laster noch immer nicht ganz den hoheitsvollen Zug haben zerstören können.

Und die Stirne dieser Römerin, die nie errötete, färbt sich auf einmal mit der Blut der Scham.

Sie wendet sich zur Flucht... Im Menschengetriebe von Rom verschwindet Ranna wie eine Welle, ver rinnt im Meer. — Als er in sein Atelier tritt, sinkt Feuerbach erschöpft auf das Sofa. Es ist ihm, als habe jener Augenblick, in dem Ranna ihn angebettelt, seine Kraft ausbrochen.

Wie sie da stand, geduckt, mit sinkenden Schultern, sie, deren große, königliche Gestalt so ragend gewesen, daß sie, wenn sie über die Schwelle dieser Ateliertür trat, mit dem Scheitel fast das Holz oberhalb der Tür berührt.

Der Saum ihres Gemandes war vom Schmutz der Straße bestaubt. Ihr Schuh zerrissen. Ihre Gesichtshaut sah, als hätte sie viele Jahre lang, viele Nächte in rauchigen Lokalen, zwischen Straßenpöbel und Vagabunden, wie sie niedrige Schenken beherbergen, durchwacht.

„Wie ries Ranna gesunken ist, wie tief!“ murmelt Feuerbach. — Und er denkt an jenen Abend in Rom, da er sie zum erstenmal gesehen. Er kam die Straße herauf und sah an einem offenen Fenster eine junge Frau stehen mit einem Kinde auf dem Arm. Seit jenem Tage war auf allen seinen Bildern dieses strenge Gesicht von rein römischer Abstammung mit der im Nacken verknöteten Last des schweren, schwarzen Haares und die lange, wunderfame, abelige Hand, die sich vor einer Stunde bettelnd zu ihm erhoben.

Alle Künstler in Rom beneideten ihn um dieses Modell. Viele Jahre war die römische Schusterfrau seine Arbeitsgenossin. Und mit der Zeit wandelte sich die Einfache, Bescheidene, Ruhige zur Anspruchsvollen, zur Launischen, zur Begehrlichen. Und er beging die Sünde und kaufte mit dem wenigen Geld, das er erwarb, seidene Kleider für sie, Mäntel aus Sammet, goldene Ohringe und Ketten, indessen um seinetwillen daheim in Heidelberg die treueste Mutter darbt.

Aber er konnte das Schicksal nicht verzögern, nur aufhalten. Er wollte nicht hören, wenn die Freunde in den Wirtschaften lästernde Bemerkungen über Ranna machten, wollte nicht glauben, daß sie mit diesem oder jenem Kavaliere im Wagen gefahren oder in der Oper gewesen.

Rein und edel wie diese Stirne mußte ihre Seele sein. Das träumende Auge in dem bronzefarbenen, melancholischen Gesicht dürfte nicht lügen.

Dann aber kam die Wahrheit so blendend und jäh, daß er sich nicht mehr vor ihr verschließen konnte. Aber diese Wahrheit erfuhr aus seinem Munde kein Mensch. Er schwieg. Nur das wußte man in Rom: die Ranna hatte den Maler verlassen. Sie war mit einem fremden Mann gegangen und hatte aus Feuerbachs Besitz dieses und jenes mitgenommen, was ihre Begehrlichkeit gereizt.

Wie wieder traf der Deutsche in den Gassen von Rom die Bettlerin. Hatten sie die Stätten des Lasters verschlungen? Hatte sie sich, schamverwirrt, im grenzenlosen Leid um ihr verlorenes Leben von einer Brücke in den Fluß gestürzt? Oder wußte sie es nur geschickt zu vermeiden, dem noch einmal zu begegnen, der ihr Freund gewesen?

In Anselm Feuerbachs Seele erschloß allmählich das Elendsbild... Aber an manchen Abenden schien es ihm, er sähe, von den hölzernen Fensterstreifen wie von einem natürlichen Rahmen umschlossen, die Ranna, wie er sie zum erstenmal gesehen, jung, hoheitsvoll, Glanz auf der braunhellen Stirne, den jungen, mütterlichen, unschuldigen Blick auf das Kind gesenkt, das sie in ihren Armen trug.

## Bunte Zeitung.

### Kaltblütigkeit.

Der französische General Belissier war im Dienst sehr streng. Er stellte einst einen Spahi zur Rede, der ihm eine freche Antwort gab. Diese Frechheit des Farbigten erzürnte den General derart, daß er den Soldaten ohne weiteres mit der Reitpeitsche ins Gesicht schlug. Der Spahi zog, außer sich vor Wut, seine Pistole und drückte sie auf Belissier ab. Aber die Pistole versagte. Der General schnauzte nun den Spahi an: „Drei Tage Arrest wegen Nichtinstandhaltung der Waffen!“ — Damit war die Angelegenheit für ihn erledigt.

### Heileres von einer Auktion.

In einem Landort Wilson fand kürzlich eine Auktion statt. Unter den zur Versteigerung kommenden Stücken fand ein altes Sofa eine große Anzahl Liebhaber, die sich gegen eilig um den Erwerb des begehrten Möbels mehr und mehr in die Höhe steigerten, sodaß bald ein Preisangebot herauskam, das den Wert des Objektes völlig deckte. Unter den Bietenden fand sich auch ein altes Ehepaar, das sich gegen eilig das Wort gegeben hatte, das kostbare Inventar um jeden Preis zu erwerben. In der Hitze des Gefechtes waren die beiden Alten schließlich auseinandergekommen, jedes bot aber auf eigene Faust weiter. Schließlich waren nur noch zwei Interessenten zu vernehmen, die a er hartnäckig weiter boten. „Noch fief Großen“ hörte man einen Mann bieten. „Noch 'ne Mar!“ erwiderte prompt eine aufgeregte Frauensimme. Schließlich wurde es dem Mann doch zu viel. Er brummte: „Wat is dat förn ost Bief?“ und suchte in der Runde nach der hartnäckigen Gegnerin. Zu seiner größten Verblüffung und zur allgemeinen Heiterkeit entdeckte er das von der Erregung gerötete Gesicht seiner Gehälfte. Das Sofa wurde der Frau zuerkannt, die auch hier wie bei allen ehelichen Auseinandersetzungen das letzte Wort behalten hatte.